

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 30 (1990)

Artikel: Zwölfmal unterwegs ins Waldried
Autor: Schneider, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-953902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwölfmal unterwegs ins Waldried



November

Ein trüber Tag hängt vor dem Fenster. Bis in die frühen Morgenstunden hat es geregnet, dann schien nochmals der Farbenreigen der vergangenen Oktoberwochen überhandnehmen zu wollen. Aber nun ist es wieder grau und trüb und nicht angezeigt, das Haus ohne Regenschutz zu verlassen.

Was wird ein Gang ins Ried um diese Jahreszeit bringen? Mit der vorletzten Nacht sind die ersten Kältegrade gekommen. Trotzdem flogen gestern am blühenden Efeu noch zahllose Wespen, Fleischfliegen und jene hübschen, kohlschwarzen Fliegen mit der goldgelben Flügelbasis. Auch eine «Mistbiene», diese Verwirrung stiftende Schwebfliege, naschte noch an dem freigiebig offerierten Nektar des Efeus. Die Hornissen jedoch, denen wir in der Woche zuvor noch mit soviel Interesse zugeschaut haben, sind schon vor vier Tagen verschwunden; die letzten drei hingen eines Morgens fast bewegungslos an den Blütendolden, und als wir sie anrührten, stürzten sie wehrlos auf die unteren Blätter ab.

Heute aber sind selbst die Fliegen nicht mehr da, und den paar Wespen, die sich noch blicken lassen, ergeht es wie vor Tagen den Hornissen: Sie sind kaum mehr bewegungsfähig. Vermut-



Herbstmüde Hornisse am spätblühenden Efeu.



«Mistbiene» – eine Verwirrung stiftende Schwebfliegenart!

Kunstvoll ins Heckengeäst gebautes Nest der Langkopfwespen.



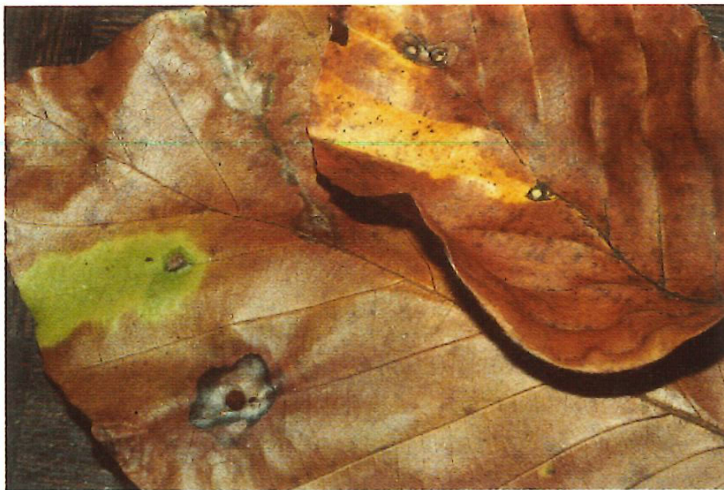
...eine offene Wabe – immer von Feldwespen...



Die Bergfinken sind wieder da.



Ahorn-Gallen... ihre Gewebekugeln werden bald leuchtend rot...



Viele Buchenblätter weisen mit ihrer Färbung auf einen Parasitenbefall hin...



Eine der kirschsteinförmigen Gallen der Buchengallmücke (aufgeschnitten).

lich sind es Deutsche Wespen, denn nur diese Art fliegt noch bis Mitte November. Andere Wespenarten, vor allem Langkopfwespen, sterben schon im August aus. Diese Tatsache half mir einmal, die Baumeister eines kunstvoll ins Heckengeäst geflochtenen Nestes zu bestimmen, das ich schon Ende September leer vorgefunden hatte.

Die Bucheckern knacken unter den Füßen, und zahlreich liegen die Kerne herum – ob sie wieder eine Bergfinkeninvasion auslösen werden? Aus ist's mit dem genüsslichen Füsseschleifen im knöcheltiefen Laub. Der Regen hat ihm seine Sprödeheit und damit seine raschelnde Stimme genommen. Teppichweich liegt das vielfältig braune Mosaik auf dem Waldweg. Nur die Blätter des Bergahorns setzen ihm noch überall grüne und goldene Tupfen auf, Sterntalern gleich. Kreisrunde Fenster mit brauner Einfassung erinnern auf ihnen hie und da an den Befall durch eine Gallwespe. Im Frühsommer beginnt das Blatt an den Einstichstellen zu wuchern und jedes abgelegte Ei mit einem kugelrunden fleischigen Gewebe zu umhüllen, das innen die bald schlüpfende Larve ernährt und gegen aussen Schutz bietet gegen Vogelfrass. Die Gewebekugeln werden bald leuchtend rot und könnten für Beeren gehalten werden, wachsen sie nicht an einem so merkwürdigen Ort. Später verlieren die Gallen ihre auffällige Färbung und fallen im September ab. Die daraus schlüpfenden Wespchen sind Männchen oder Weibchen, aus deren Paarung eine ungeschlechtliche Generation hervorgeht, die unter der Erde in Wurzelgallen heranreift. Aus Jungfernzeugung entsteht dann wieder eine geschlechtliche Generation, die ihre Eier wiederum in Ahornblätter ablegt, worauf sich neue Gallen bilden.

Auch viele der am Boden liegenden Buchenblätter weisen mit ihrer Färbung auf einen Parasitenbefall hin: Frischgrüne Inseln im sonst schon braunen und dünnen Blatt entstehen durch die mit dem Ei abgegebenen Hormone einer Gallmücke. Diese Hormone verhindern chemisch das Altern des Blattes, das im Umfeld des Einstiches noch lange grün und saftig bleibt und so der heranwachsenden Larve eine längere Entwicklungszeit ermöglicht.

Vor dem Waldrand sind die Wiesen noch kräftig grün, und dicke Schafe weiden mit fröhlichem Gebimmel darauf. Durch die lückenhafte Hecke leuchtet plötzlich ein Stück des ungemähten Riedes auf. Wie ein überdimensioniertes goldenes Stachelschwein wirkt der pfeifengrasbestandene Geländebuckel. Bald hat mich der Herbstwald endgültig aufgenommen, und ich strebe der am höchsten gelegenen Waldlichtung zu. Dort hat sich vor Jahren infolge des Strassenbaus ein kleiner Weiher gebildet, den ich wieder einmal besuchen will. Es ist erstaunlich, wie sich dieses Gelände innert weniger Jahre verändert hat. Die Schotterhaufen sind mit Gestrüpp vollständig überwuchert, und ein eigentlicher kleiner Bergahornwald ist im Heranwachsen. Die höchsten Stämmchen messen schon um die zwei Meter. Die Rückeroberung durch die Natur macht natürlich auch vor dem Weiherchen nicht Halt. Rundum von abge-

...infolge
Strassenbaus ein
kleiner Weiher...



blühten Disteln und Weidenröschen bestanden, ist auch die Wasserfläche selbst in Bedrängnis: Riesige Binsenstöcke breiten ihre spitzen, röhrenförmigen Blätter aus – da sollte sich der Naturschutzverein dringend wieder einmal dahinter machen! Plötzlich fällt mein Blick auf die kleine Buche vor mir und entdeckt, wonach ich im Aufstieg vergeblich Ausschau gehalten habe: ein Buchenblatt mit den kirschensteinförmigen Gallen der Buchengallmücke. Diese Gallen fallen im Herbst mit dem Laub zu Boden und sind dann leicht zu finden. Die Galle vor mir hängt allerdings mit ihrem Blatt noch am Baum. Die Buche hat, wie rundum auch andere kleine Bäume, ihr Laubkleid noch nicht abgeworfen. Es scheint, als wäre die Erfahrung der jungen Bäume noch nicht gesichert genug, dass der Frühling ihnen ein neues schenken wird.

Unter einer Tanne finde ich beim Abstieg durchs Ried ein Wespennest. Es ist nicht ein herkömmliches, kugeliges, sondern eine offene Wabe mit mehreren Zellen. Auch sie sind, wie diejenige aller staatenbildenden Wespen bei uns, exakt sechseckig. In einigen stecken noch nicht fertig entwickelte Larven. Hätte die Wabe nicht nach unten gekehrt auf dem Boden gelegen, wären diese Larven wohl verschwunden: Vögel sind sehr geschickt im Auffinden nahrhafter Bissen. Auf der Rückseite der Wabe befindet sich noch der kleine Stiel, mit welchem sie an einem Pflanzenstengel befestigt gewesen war. Wespennester ohne äussere Hülle wie dieses stammen immer von Feldwespen, jener Gattung von Wespen, die entwicklungsgeschichtlich zwischen den bekannten (und ungeliebten) staatenbildenden und den kaum beachteten solitären Wespen stehen, bei welchen jedes Weibchen selbst für seine Nachkommen sorgt. In einem Feldwespennest kann es mehrere eierlegende Weibchen geben, von denen eines dominiert. Wenn diesem jedoch etwas zustösst, rückt ein anderes Weibchen nach, und die Gemeinschaft bleibt erhalten. Stirbt dagegen die Königin eines staatenbildenden Volkes, ist kein anderes Tier imstand, Eier zu legen, da den sogenannten Arbeiterinnen diese Fähigkeit im Laufe der Entwicklungsgeschichte abhanden gekommen ist; das Wespenvolk stirbt ohne seine Königin aus.

Auf einer der unfertigen Larven entdeckte ich eine winzige, gläsern weissliche Made. Auch hier: Parasitenbefall. Statt einer Feldwespe wird vielleicht ein Hummelschweber schlüpfen oder eine Dickkopffliege . . . Es sind die Parasiten, die in der Natur dafür sorgen, dass «die Bäume nicht in den Himmel wachsen».



Dezember

Noch ist kein Schnee gefallen. Seit Tagen verhängt Nebel die Sonne, die in höheren Lagen nochmals herbstliche Wärme bringt, während unter der Nebeldecke auch tagsüber das Thermometer kaum über den Gefrierpunkt klettert. Heute jedoch hat sich der Nebel ganz unerwartet verflüchtigt, und um die Mittagszeit vermag die Sonne auch das Dorf zu erreichen.

Die Vogelwelt verrät jedoch den Winter schon lange. Tatsächlich sind die ersten Bergfinken schon Mitte November angekommen, wenn auch erst in kleinen Gruppen. Ich traf sie wie üblich am Waldrand, wo sie am Boden die Bucheckern aufnahmen. – Im Garten waren wenige Tage vor dem Kälteeinbruch die Dompfaffen aufgetaucht, von denen es ja heisst, sie kündeten Schnee oder Kälte an. Sie taten sich an den Samen der Ahorne gütlich, von denen sie den harten Kern fressen und den Flügel, die «Nase», lustig zu Boden wirbeln lassen. Auch das Goldhähnchen und der Zaunkönig treiben sich im Garten herum. Wahrscheinlich tun sie das auch im Sommer, aber der dichten Vegetation wegen lassen sich die flinken und zierlichen Vögel dann kaum beobachten.

Der Feldstecher wird wieder einmal mitgetragen, denn seit Tagen vernahm ich im oberen Bachtobel immer wieder die wispernden Stimmen von Schwanzmeisen. Nur einmal hatte ich einen dieser hübschen Vögel, die sich fast immer im obersten Gezweig hoher Bäume aufhalten, beim Astwechsel in seiner Silhouette erkannt. Der Feldstecher würde mehr offenbaren. – Aber alle Vögel schweigen beharrlich. Die Tagesmitte scheint

auch im Winter keine günstige Zeit für Vogelbeobachtungen zu sein. Einzig der freche Eichelhäher macht sich mit seinem heiseren Gekrächze bemerkbar, wie ich aus dem Tobel trete. Wie haben sich doch diese prächtigen, aber räuberischen Vögel in den letzten Jahren vermehrt. Das ist nicht nur von Gutem, sind die «Heerenhätzer» (Eichelhäher) doch Krähenartige und vergreifen sich wie die schwarzberockten Verwandten auch an jungen Singvögeln, Eichhörnchen und gar Feldhasen, wo es diese überhaupt noch gibt.

Die blaugrünen Wogen des Pfannstielwaldes prangen im Glitzerkleid dichten Rauhrefs. Noch hat die Sonne zu wenig Wärme entwickelt, um ihn wegschmelzen zu lassen. In warmen Farben heben sich die paar Lärchen, die ihre goldenen Nadeln noch nicht abgeworfen haben, von den kalten Blautönen des übrigen Waldes ab. Auch hier lässt sich keine Vogelstimme vernehmen. Dafür begleitet mich ununterbrochen ein rieselndes



«Eisblume»,
rauhreifbehange-
ner Samenstand
eines Doldenblüt-
lers.

Schwanzmeise.



Eichelhäher.



Erlenzeisige.



Gimpel/Dompfaff.



Geräusch, wie es feiner Regen verursacht. Das «Ghick» (Zürcher Dialektwort für «Rauhreif») löst sich allmählich von den oberen Ästen, wo die Sonne hinlangt, und fällt flüsternd auf das dürre Laub am Boden. Trotzdem bleibt die weite Stille ungestört. Immer noch liegt das Ried golden zwischen den Baumstämmen; in seinem oberen Teil wirkt es noch immer herbstlich. Hier unten jedoch, im Schatten des Waldrandes, hängt der Reif in dicken Kristallbüscheln an Blatt und Halm. So dick ist er, dass er auch abfällt und den Boden weiss zudeckt. Hier ist Winter.

Im Quellried ist das Bodenwasser gefroren und zu gleissenden Eisbuckeln aufgequollen. Anderswo ist es offenbar wärmer,

und nur durch Zufall bleibt es ausserhalb meiner Schuhe. Warum habe ich überhaupt in die Baumwipfel über mir hinaufgeschaut? Waren es Vogelstimmen, oder fielen die winzigen Schüppchen der Erlenzapfchen herab? Jedenfalls erblicke ich einen Schwarm von mehreren Dutzend kleinen Vögeln, die eben abfliegen. Doch zum Glück nicht weit fort, nur bis zur nächsten Erle, wo sie im Geäst wieder aufgefangen werden. Wiederum lässt sich, auch mit dem Fernglas, nicht mehr als die Umrisse der Vögel ausmachen. Farben kommen im Gegenlicht keine auf. Und doch sind die Vögel jetzt unverkennbar. Ein feines Gabelschwänzchen ist eng eingeschnürt zwischen Schwanzfächer und Hinterleib. Jeder einzelne der Gefiederten hängt an einem Erlenzapfchen wie eine Meise am Nussäcklein. Natürlich, Erlenzeisige! Wer sonst plündert die Samenstände der Erlen so gründlich, dass der Boden darunter wie mit Brosamen übersät scheint vor lauter fallengelassenen Deckschüppchen?

Im Abstieg hält mir ein grosser, bleicher Pilz herabgefallenen Rauhreif wie in einer Tüte entgegen. Ein stehengebliebener Mönchskopf? Mit dem Zeigefinger dringe ich durch die lockeren Eiskristalle, um auf dem Grund des Trichters den kleinen Buckel zu ertasten. Es ist aber keiner da, und so erkenne ich den Pilz nicht. Was tut's? Was liegt an einem Namen? – Die Philosophie des Shakespeareschen Romeo weiterspinnend, setze ich meinen Heimweg fort. Gewiss, Betrachten und sich Freuen ist die Hauptsache. Aber Kennen und Zusammenhänge Entdecken vertiefen sowohl die Freude als auch das Staunen. Namen: Mönchskopf, Grünspanträuschling, Totentrompete, Krause Glucke, Ziegenbart, Hexenei – bei der Benennung der Pilze hat die Fantasie unserer Vorfahren wahrlich keine Grenzen gekannt!

Später folgt statt des Schnees warmes Westwindwetter und lässt die Wintermuffel auf einen Silvester hoffen, wie ihn das Vorjahr schon gebracht hatte: Auf einer Bergwanderung im Zürcher Oberland waren sie auf blühende Frühlingsenziane und Buchsblättrige Kreuzblümchen gestossen...

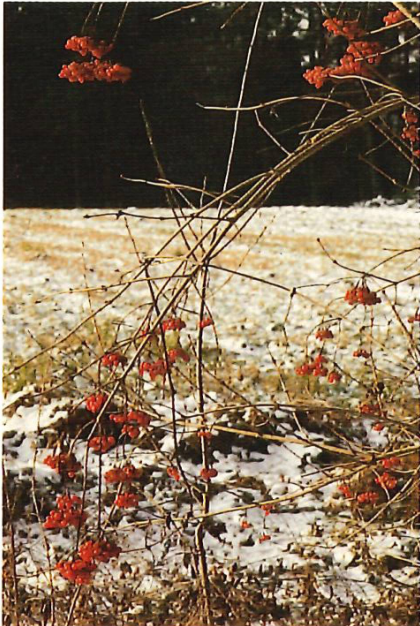


Januar

Auch Frau Holle hat offenbar Personalsorgen; es will und will nicht schneien. Und während sich die einen das Herz aus dem Leib sehnen nach dem begehrten Weiss, hoffen andere im Stillen, der Winter habe sich mit den paar frostigen Wochen bereits die Zähne ausgebissen.

Obwohl schon seit längerer Zeit recht tüchtiger Frost herrscht, ist der Wald bei weitem nicht kahl. Ja, es fällt erst ohne Schnee richtig auf, wie viele Pflanzen auch bei uns wintergrün sind. Nicht nur die Nadelbäume, Stechpalmen und der Efeu bringen Leben in den winterlichen Wald. Da grünen noch die kleinen Waldmeister, die Brombeerranken, diverse Ruchgräser und die Überwinterungsrosetten manch anderer Bekannten: das peterilienähnliche Laub des Ruprechtskrautes, die silbern und rot gezeichneten Blätter der Goldnessel, die dreiteiligen Erdbeerblättchen und ein ganzer Strauss herzförmiger Blätter eines Veilchens. Endlich lässt sich auch der Gelappte Schildfarn mit Sicherheit ansprechen, denn sein Zwillingbruder, der Borstige Schildfarn, zieht im Winter ein, d.h. seine Wedel sterben im Herbst ab. Jene des Gelappten hingegen wiegen sich federleich auch jetzt in bestechender Eleganz. Findlinge und grosse Steine sind mit mancherlei grünem Moos überzogen; besonders augenfällig ist das grosslappige Lebermoos, das wie mit kleinen grünen Lavaströmen die grössten Brocken im Bachbett überzieht.

Heute schweigen die Kleiber, die sonst an sonnigen Tagen schon schreien als wäre März. Dafür muss es für den Bunt-



Beeren des Schneeballstrauches.



Winterschachtelhalm im Bachtobel.

Unten: Gelappter Schildfarn auf einem Findling.

Stechpalmenbeeren im Schnee.



Unten links: Findlinge und grosse Steine sind mit mancherlei grünem Moos überzogen.

Unten Mitte: braunstielliger Streifenfarn an der Dorfbachmauer.

Unten rechts: Junger Tüpfelfarn.





Buntspecht.



Mäusebussard.



Schwarzspecht.

specht irgendeine Aufregung geben. Unermüdlich dringt sein scharfes «Pick, Pick» von weiter drüben heran. Lautlos erhebt sich von der Wiese nahe dem Waldrand der Mäusebussard, der dort wie eine Katze auf Beute gelauert hat.

Unter einer grossen Rottanne liegen einzelne Zapfenschuppen verstreut herum. Leider kann ich die Spindel, an welcher sie befestigt waren, nicht finden; sie hätte Aufschluss darüber gegeben, wer sich an den Tannensamen gütlich getan hat. Eine ausgefranste Spindel hätte das Eichhörnchen verraten, eine säuberlich abgenagte jedoch eine Maus. Keine Fussabdrücke geben den Nager preis, und so wird es wohl das Eichhörnchen gewesen sein, das den Zapfen oben im Geäst noch hortet, bis es ihn fertig abgeraspelt hat. Ob es ein Rotes oder ein Schwarzes ist?

Auch Hasenspuren suche ich vergeblich, doch etwas später erkenne ich von der Strasse aus auf dem gefrorenen Tümpel-

chen, das sich vor der grossen Röhre gebildet hat, deutliche Trittsiegel. Noch während ich überlege, ob sich ein Hinuntersteigen lohnt, vernehme ich von weitem einen klagenden Vogelruf. «Die Waldohreule!» schiesst es mir durch den Kopf. Aber gleich korrigiere ich mich: Lange Jahre hatte ich diesen Ruf fälschlicherweise dem schönen Nachtgreifvogel zugeschrieben, bis ich eines Tages den wahren Rufer zu Gesicht bekommen hatte. Es war der Schwarzspecht, jedoch nicht mit seinem bekannten, klaren «Glüüh – Glüüh», sondern in einem viel verhalteneren Tonfall. Diesen wendet er an, um einem allfälligen Partner anzuzeigen, dass er eine taugliche Höhle besitze. Auch beim Führen von Jungen und bei der Ortung eines Geschlechtspartners erklingt dieser gezogene Laut. Um diese Jahreszeit kommt aber wohl am ehesten Wohnungsanzeige in Frage, und ich freue mich, dass wenigstens der Schwarzspecht oder «Holzgüggel», wie er im Volksmund auch heisst, in Meilen noch nicht unter Wohnungsnot leidet. – Unterdessen bin ich bei den Spuren auf dem Eis angelangt. Neben runden Hundepfotenabdrücken hat es ähnliche von länglicher Form, die in die weite Röhre hineinführen. Was hat der Fuchs dort zu finden gehofft?

Der Weg hat mich von oben auf das Ried zu geführt. Über den dunklen Tannenwipfeln beginnen flache Wolkenbänder sich rosig zu verfärben, und kaltes Sonnenlicht sickert durch. Es verdichtet die frostige Atmosphäre über der reifbedeckten Riedwiese und vermittelt den Eindruck von grosser Einsamkeit und Abgeschiedenheit. Wie unerreichbar scheint doch für einen Moment eine Tasse heissen Tees oder ein wärmender Ofen. – Gut, dass sich über den gefrorenen Boden so rasch vorankommen lässt.

Die Vorstellung fällt schwer, dass sich unter dem zischelnden Rauhreif im eisigen Grund die Heuschrecken und Schnaken, die Wegwespen und Wanzen des nächsten Sommers aufhalten, wenn auch nur in Form von Eiern oder Puppen. Aber die Spinnen sind vielfach schon geschlüpft und harren in ihren Gespinstsäcken und -kugeln des nächsten Frühjahrs, durchaus fähig, mit ihren kaum millimetergrossen Körperchen Temperaturen von etlichen Grad unter Null schadlos zu überstehen. Eine glykolähnliche Substanz verhindert das Gefrieren ihrer Zellflüssigkeit und damit das Platzen der Zellwände, was zum Tode führen würde. – Auch die Mauslöcher sind gewiss da, wenn auch nicht sichtbar. In ihnen sollen sich Frösche, Kröten, Molche und Salamander oft zu Dutzenden beieinander für die Winterruhe einfinden.

Der Rauhreif knirscht unter den Schuhen, doch überall wartet der Sommer; Leben auf Abruf. Die Einsamkeit ist vergessen.



Februar

Mit den länger werdenden Tagen macht sich schon anfangs Monat ein unverkennbares Zeichen des Neubeginns bemerkbar: An den wunderbar klar anbrechenden Morgen vernimmt man bereits ein leises, aber doch schon wieder melodisches Flöten. Man mag die Amseln dumm, unschön und mit ihrem Gezeter bei Katzengefahr auch lästig schelten – ihr Gesang, der von beginnender warmer Jahreszeit bis zum Ende der Brutperiode im Juli in Wald und Flur, Gärten und Parks erklingt, macht alles wett.

Nach Mitte Monat lässt sich das aufwallende Frühlingsgefühl nur mehr mühsam im Zügel halten; wie ein junges Pferd stürmt es der milden Sonne, dem zarten Grün der bereits entfalteten Schirmchen des Sauerklees und der kreisrunden Schildchen des Scharbockskrautes entgegen, das als erstes sein frisches Grün über den tot scheinenden Waldboden gelegt hat. Wie anders begegnet man ihm hier als zuhause im Garten, wo es in Konkurrenz mit Winterlingen, Schneeglöckchen und Wildkrokussen ein geschmähtes Schattendasein führt. Kaum erwarten kann ich seine wächsernen gelben Sternblümchen. Aber wer die Blättchen als Vitaminspender dem Salat beimischen will, muss sie jetzt pflücken. Sobald die Blüten erscheinen, nimmt der Gehalt an dem Giftstoff zu, der uns vor allem vom Scharfen Hahnenfuss her bekannt ist, der ja deswegen auf der Weide vom Vieh gemieden wird. Nicht nur die Blätter enthalten ihn, sondern weit stärker noch die keulenförmigen Wurzeln und die verflixten Brutknöllchen, die beim Jäten so leicht abfallen

und in Erdritzen kullern, wo sie unauffindbar werden. Früher hat man mit der ätzenden Flüssigkeit der aufgeschnittenen Organe die Feigwarzen eingerieben, die man damit zum Verschwinden zu bringen hoffte. Die Namen «Feigwurz» und, wissenschaftlich, *Ranunculus ficaria* sind damit erklärt. Nicht aber «Scharbockskraut», was auf die Wirkung des Vitamins C zurückgeht, dessen Mangel im menschlichen Körper den Skorbut («Scharbock») hervorrief.

Wie fast alle Frühblüher in unseren Laubmischwäldern speichert auch das «Glitzerli» genannte Scharbockskraut die für das Wachstum und Blühen notwendigen Nährstoffe den Winter hindurch in den Wurzelorganen, wo sie sofort aktiviert werden, wenn Wärme und Licht einzuwirken beginnen. Auch die

Sauerkleeblüten im Vorfrühlingswald.



Oben: Buchensämlinge mit einem Blattpaar.
Rechts: Ahornsämlinge mit einem Blattpaar und ältere.

Brutknöllchen entsprechen dem Muster der Frühblüher: Pflanzen, die zu einer Zeit und an einem Ort ihre Blumen öffnen, wo nicht mit regem Insektenbesuch für die Bestäubung und spätere Samenbildung gerechnet werden kann, müssen sich auf andere Vermehrungsmöglichkeiten umstellen: Brutknöllchen, «Ableger» (Immergrün), Wurzelaufläufer (Buschwindröschen, Salomonssiegel) oder aber, zumindest mit einem Teil der ausgebildeten Blüten, Selbstbestäubung. Bei Bäumen ersetzt häufig der Wind als Bestäuber den Insektenbesuch. Der Grossteil der frühblühenden Kräuter zieht auch bald nach der Blütezeit ein; die Blätter vergilben und sterben ab, wenn sich andere, vor allem jene der Bäume, erst richtig zu entwickeln beginnen. Mit der Ausbildung des geschlossenen Laubdaches brechen für Waldblumen schwierige Zeiten an: Die Sonne dringt nur mehr kärglich bis zum Boden durch, Licht und Wärme werden knapp,

und der auch nur reduziert bis auf den Boden fallende Regen wird von den Baumwurzeln weggesaugt – verdunstet doch eine grosse Buche an einem einzigen heissen Sommertag bis zu 300 Liter Wasser.

Jetzt herrscht allerdings noch kein Mangel an Wasser. Regengüsse, welche die Trockenheit der Wintermonate mehr als wettgemacht haben, versorgten den Waldboden auf lange Zeit mit Wasser, und die Riedflächen sind von der Tiefe bis hinauf zur Grasnarbe mit Nässe getränkt. Ist sie die Ursache, dass hier der Frühling immer am längsten auf sich warten lässt? Erst jetzt wirkt das Ried eigentlich tot, wo rundum neues Leben sich regt. Der trillernde Ruf des Kleibers perlt vom Waldsaum heran, wo auch der Buchfink beim Üben seines langen Jubelrufes schon beachtliche Fortschritte erlangt hat. Nicht mehr lange, und das ersehnte Geschmetter der Singdrossel wird sich dazugesellen. Ende Februar spätestens kehrt sie als einer der ersten Singvögel, welche unser Land für die Überwinterung verlassen, in ihre nördliche Heimat zurück und versucht, mit ihren abwechslungsreichen Strophen sogar jene der Amsel zu übertreffen. Oft lässt sich ihr Gesang von jenem des schwarzen Vettters auch wirklich nur daran unterscheiden, dass sie typische Abschnitte davon zwei- bis fünfmal, am häufigsten aber dreimal aneinanderreihet.

Der Duft der entlang dem Wegrand liegenden, frisch geschälten Fichtenstämme mischt sich mit dem Geruch der sich erwärmenden feuchten Walderde. Und doch darf man dem angebrochenen Frühling noch nicht endgültig trauen, wenn auch «das junge Pferd» angesichts des eben über die Lichtung gaukelnden ersten Zitronenfalters nun ernsthaft durchzubrennen droht...



Der Zitronenfalter fliegt schon an warmen Februartagen.



März

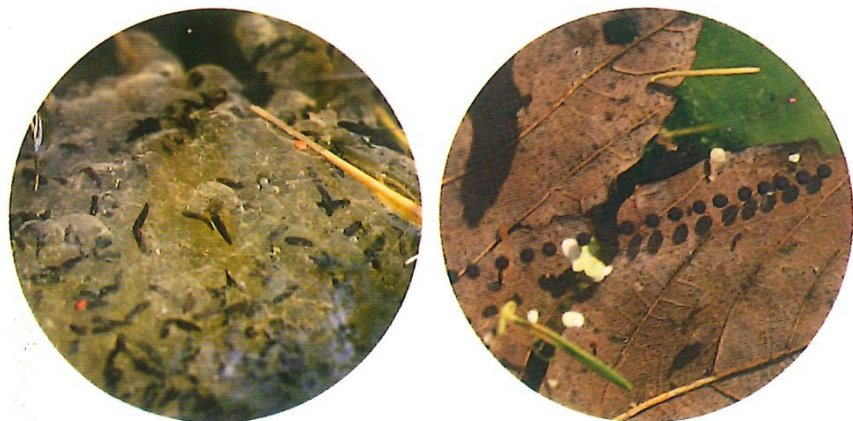
Mit welchen Neuigkeiten denn hätte der solchermassen um seine Vorrechte geprellte März noch aufwarten können, wenn nicht mit Schnee und Kälte? Doch der Verdruss währt nur kurz, und schon die zweite Monatsdekade bringt wieder fast sommerliche Wärme.

Es ist wie verhext: Jede Absicht, zum Ried zu wandern, wird vor dem Ziel von anderen Ereignissen durchkreuzt. Bereits ist der wiederum ausserordentlich früh abgelegte Grasfroschlaich an die Wasseroberfläche gestiegen, und die schwarzen Kerne in den Gallertkugeln beginnen schon, sich zu strecken. Überall ist der Laich reichlich vorhanden. Die paar Frostnächte haben höchstens die oberste Lage der Eier abgetötet, und wenn nicht

noch eine grosse Trockenheit die Wasserspiegel so viel sinken lässt, dass der Laich aufs Land zu liegen kommt und austrocknet, sollte zahlreiche Nachkommenschaft für dieses Jahr gesichert sein.

Mit der Kontrolle des Froschnachwuchses sind aber die Tümpeleumgänge noch nicht erledigt. Obwohl es in den Büchern anders steht, laichen bei uns die Erdkröten regelmässig nach den Grasfröschen und nicht gleichzeitig oder sogar vorher. Die Laichschnüre der Erdkröten sind schwieriger zu finden als die Klumpen der Grasfrösche. Wenig unter der Wasseroberfläche sind sie wie Perlenschnüre zwischen Pflanzenstengel geflochten; aber in unseren öffentlich zugänglichen Weihern ist Krötenlaich selten geworden.

«...die schwarzen Kerne strecken sich...»
Rechts: Laichschnur der Erdkröte.



Ein neuerlicher Gang Richtung Ried endet wiederum bald über den Häusern an einer verfallenden Natursteinmauer. Wehmütig denke ich jeden Frühling an jenen frühen, föhnwarmen Märztag, wo ich hier zwölf Zauneidechsen aufs Mal antraf, acht Weibchen und vier Männchen. Doch seit fast zehn Jahren gelang es mir niemals mehr, eine solche Anzahl Tiere gleichzeitig aufzufinden. Zwei oder höchstens drei liessen sich noch entdecken. Was ist mit ihnen geschehen? Noch vor zwei Tagen, als es so schön warm war, hielt ich vergeblich auch nach nur einer einzigen Zauneidechse Ausschau. Und heute? Hatte ich denn all die Jahre meine Augen nicht richtig im Kopf? Da liegen die Tiere ja, eines grösser als das andere, eines kräftiger gezeichnet als das nächste. Raben hat es fast dabei, wo nur wenig Meergrün zwischen einem dichten Muster schwarzer Platten und Kreise schimmert. Zu den meergrünen kommen grasgrüne bis gelbgrüne Tiere. Dann gibt es auch hellbraune mit schwarzen Ringen, die fast weiss gefüllt sind. Die Tiere mit Grün sind in der Regel Männchen, die bräunlichen grossen dagegen Weibchen und die kleineren, je nach Grösse, Jungtiere des letzten und wohl auch vorletzten Sommers. Auf einem Steinvorsprung liegen gleich drei ganz ungemusterte kleine Tiere so eng beieinander, dass es schwerfällt, Köpfe und Schwänze richtig zuzuordnen und sie zu zählen. Je länger ich suche, desto besser gelingt es mir, die getarnten Körper im fahlen Gras und auf der trockenen Erde zu erkennen. Wie ich bei fünfzehn angelangt bin, ist die Mauer zu Ende.

Die Eidechsen sind aber nicht die einzige Freude, die ich hier entdeckte. Vor vier Erdlöchern sitzen nicht sie, sondern schwarzglänzende Tierchen, die ich ebenfalls noch nie in solcher Zahl beieinander und so wenig scheu getroffen habe: Feldgrillen. Mit ihren glänzenden Kugelköpfen und den klugen Äuglein wenden sie sich der Sonne zu, noch aber ohne zu zirpen. Eine zeigt mir sogar die leuchtend rote Innenseite des angewinkelten Oberschenkels. Diese zierlichen Tiere graben ihre Wohnröhre bis vierzig Zentimeter weit und zwanzig Zentimeter tief in den Boden. Wie alle Heuschrecken – zu diesen zählen sie – lieben es Grillen warm und trocken. Deshalb meiden sie die satten, dicht bestandenen Fettwiesen und suchen lückenhaft bewachsene, leicht abtrocknende Lebensräume auf. Ob die grossen Löcher, vor denen ich sie heute sich sonnend antreffe, wirklich von ihnen stammen oder aber «geerbte» Mauslöcher sind? Und ob die Blindschleiche, die, fast am Mauerende, in einer breiten Steinritze liegt, die schwarzen Grillen nicht bald einmal erbeuten wird? Heute wäre sie dazu wohl noch kaum fähig; ihre Lebensgeister sind sichtlich eingefroren. Das Tier windet sich erst langsam fort, wie ich es mit der Fingerspitze leicht antippe, um zu sehen, ob überhaupt Leben in ihm steckt.

Nicht weit davon entfernt liegen auf einer kahlen, sonnenexponierten Stelle in der Böschung schwarze Knäuel von Wiesenameisen. Auch sie müssen sich allem voran erst einmal aufwärmen, um später die kräftezehrenden Aktivitäten des Sommers aufnehmen zu können: Nahrung für sich und die Nachkommen erbeuten, das Nest ausbauen, die Eier und Puppen an die Sonne tragen, das Nest belüften, das Nest flicken, das Nest vor Regen verschliessen, Puppen und Eier wieder in Sicherheit bringen... eine Plackerei, so ein Ameisenleben! Und wer weiss schon, dass die Nahrung der Ameisen aus der Familie der Formiciden zu 60% aus Schädlingen in Wald und Feld besteht und nur zu 10% aus Nützlingen? Kein Wunder, versucht man diese Tiere vermehrt zur biologischen Schädlingsbekämpfung anzusiedeln. Ameisennester sollten schon aus diesem Grund nicht beschädigt werden.

Das herzhaftes Lachen des Grünspechtes, das gedehnte «Hiääh» der sich in den strahlenden Himmel schraubenden Mäusebussarde, der erste duftig weiss erblühte Schlehdorn, die bescheidenen Blümchen des Erdbeerfingerkrautes in der Trockenmauer und die gelben der Schlüsselblumen im Ameisenbord lassen keinen Zweifel mehr zu: Jetzt hat der Frühling Einzug gehalten.

Zu Seite 27, von oben nach unten, links: Naturstein-Trockenmauer mit Erdbeer-Fingerkraut / Wiesenameisen / weibliche Zauneidechse. Rechts: Blindschleiche in einer Trockenmauernische / Feldgrille vor ihrer Wohnröhre / helle, männliche Zauneidechse / junge Zauneidechsen.





Der Einfluss zum Bruederhal-
Weiher.

Abgelegter Grasfrosch-Laich.



Die frisch angelegten Weiher des
Jugend-Biotops.



Der neu gestochene Schumbel-
weiher zur Laichzeit.



April

Heute ist nicht einer jener Maitage, die man dieses Jahr schon seit März erleben konnte; die jahreszeitgemässen Temperaturen sind noch einmal zurückgekehrt. Aber während im Wallis der Neuschnee zwanzig Zentimeter dick auf dem Blust der Obstbäume sitzen soll, bewegen sich bei uns die Temperaturen noch deutlich über Null. Ob es so bleiben wird?

Im Ried oben ist der Frühling noch jünger als unten im Bachtobel, wo Scharbockskraut und Kuckucksblumen schon verwelkt sind und bereits den Salomonssiegeln und Einbeeren das Blühen überlassen. Ja, die weissen Rapunzeln lassen schon ihre dicken Blütenköpfe blicken. Höher oben aber herrschen noch die Schlüsselblumen vor. Die Sumpfdotterblumen gar sind erst am Aufgehen. In den düsteren Tannen verfangen sich die diesigen Wolken wie feine Schleier; der Regen ist so zart, dass er lautlos auf den gespannten Schirm trifft. Auf Augenhöhe turmt ein verliebtes Paar Goldhähnchen durchs Rottannengeäst. Länger als sie sichtbar sind, vernimmt man ihr hohes Zirpen.

Das Ried ist mit Regen getränkt. Nie sonst im Jahr liegt das Wasser so oberflächlich. Trotz der trüben Stimmung kündigt der Waldrand den Frühling. Wie viel Schwarzdorn hier noch blüht – und der grosse Kirschbaum steht ihm in seinem schaumigen Weiss in nichts nach. Unscheinbarer, aber überraschend vielfältig zeigen sich die Kätzchen der verschiedenen Weiden. Längst haben sich die gelben Staubfäden und Narben durch den silbrigen Pelz geschoben. Nur in der Riedwiese blüht noch



Zypressen-Wolfsmilch.
Rechts: Kleinsegge und Mehlprimeln.

Oben links: Wildkirschenblüte.
Rechts: Guggublüemli und Schlüsselblüemli.



Links: männlicher Bergmolch.
Unten links: Feuersalamander-Weibchen.
Unten rechts: Feuersalamander-Larve, ca. 4–5 cm.



fast nichts. Ein paar goldgelbe Frauentränli, die blauen Bitteren Kreuzblümchen und dort vorne – ist es das leuchtende Milzkraut, das ich so gerne auch in Meilen einmal gefunden hätte? Nein, die Zypressenwolfsmilch ist es, die hier und zu dieser Jahreszeit im Verband viel intensiver gelb wirkt als sonst in Einzelexemplaren. Mit dem Gelb täuscht sie Blüten nur vor, um Insekten anzulocken: Es sind die obersten Laubblätter, die rundlich geformt und gehäuft am Stengel stehen. Die eigentliche Blüte ist winzig und unscheinbar gefärbt.

Überall tragen auch die zierlichen Seggen ihre Blütenstände wie Heere von Soldaten ihre Lanzen. Wer sie nur alle kennt! Hier stehen ganze Rudel saftiggrüner Halme mit schwarzen Fahnen, dort Horste von lichterem Grün mit braunen Wimpeln und wieder woanders bläuliche Tuffs mit blassgelben Wedeln – alle kaum handhoch und eine eigenartig fremde und geheimnisvolle Wiese bildend.

Nun hätte ich fast vergessen, nach dem Frühlingsenzian Ausschau zu halten. Hier hat er vor zwanzig Jahren noch geblüht. Als dann die Zeit kam, wo die Streuwiesen nicht mehr gemäht wurden, verschwand er, wie so viele andere botanische Kostbarkeiten auch. Im Gegensatz zu den meisten von diesen ist er aber trotz der unterdessen angelaufenen naturschützerischen Pflege seines Standortes noch nicht wieder aufgetaucht, oder aber ich habe ihn noch nicht wieder gefunden. Ohne die Sperberaugen meines Sohnes wären mir sicher auch die beiden ganz schwachen und unscheinbaren Pflänzchen des Aufgeblasenen Enzians entgangen, die vor zwei Jahren ihr Wiederkommen ankündeten. Einst konnte man ihn an verschiedenen Stellen finden, aber immer nur sehr vereinzelt – ob er sich wieder wird ausbreiten können?

Kopfschüttelnd breche ich bald die Suche nach dem Frühlingsenzian ab: Bei diesem Wetter wären die Blüten ja gar nicht geöffnet, und geschlossene zu entdecken hätte ich mir nicht einmal zugetraut, wenn ich die stärkere Brille bei mir gehabt hätte.

Abends breche ich in anderer Absicht nochmals auf. An der bevorstehenden Amphibienexkursion möchte ich einen Feuersalamander vorstellen. Viele verwechseln diese heimlich lebenden Tiere mit dem Bergmolch, der sich in jedem Gartenteich fortpflanzt und zur Brutzeit einen feuerroten Bauch zeigt. Feuersalamander leben nie in Teichen, es sei denn, diese würden von stark fließendem Wasser durchspült. Feuersalamander sind schwarz mit über den ganzen Körper verteilten dunkelgelben Flecken. Wie kein anderer unserer Lurche ist er auf sauerstoffreiches Wasser angewiesen. Dieses findet er, wenn überhaupt, am ehesten in Quell- und anderen sauberen Bächen.

Solch ein Bächlein ist mir bekannt, und auch, dass die Feuersalamander beim ersten wärmeren Regen im April zur Eiablage schreiten. Ob der Regen heute schon warm genug war, um die trächtigen Weibchen aus ihren Winterverstecken hervorzulocken? Voller Enttäuschung muss ich feststellen, dass sich während des Berganschreitens kein einziges Tier im Lichtkegel

der Taschenlampe blicken lässt. Auch entlang dem Bächlein regt sich nichts. Oder doch? Was schaut unter dem Grasbüschel dort hart an der Wasserkante der gegenüberliegenden Uferböschung hervor? Rasch das Licht fokussiert – und den Atem angehalten: Ein gebärendes Feuersalamanderweibchen! Ein Amphibium im wahrsten Sinn des Wortes. Das Tier ist senkrecht zum Wasser mit den vier Beinen im Moos unter dem überhängenden Grasbüschel verankert und hält seine Kloake hart am Wasser, in welches der Schwanz ganz eingetaucht ist. Drei Salamander liegen so auf dem gut einen Meter langen Moosband. Die beim Austritt aus dem Körper sofort platzen- den Eier vermag ich nicht zu erkennen. Auch nicht die sogleich sich streckenden kleinen Larven, die schon vier Beinchen haben und etwa zwei Zentimeter lang sind. Vermutlich werden sie von der Strömung gleich in Sicherheit gespült, unter die Moosbank, hinter die Steine am Bachrand.

Ich fühle mich als Eindringling, als Betrachter eines Vorganges, der nicht für Menschaugen bestimmt ist. Hier ein Tier fangen? Unmöglich. Ganz ruhig verhalte ich mich und denke an die Sonntagskinder, die in der Johannismacht die Tiere sprechen hören. Ich bin keins, und Johannismacht ist noch lange nicht. Trotzdem lässt mich das Gefühl nicht los, Zeuge von etwas ganz Aussergewöhnlichem zu sein. Die Eiablage dauert lange. Nicht die Feuersalamander verlassen als erste das Bachufer: Mit langsamen Bewegungen ziehe ich mich aus ihrem Reich zurück, erst viele Meter von ihnen entfernt richtige Schritte wachsend. Noch lange klingt das Geheimnis nach, das sich mir offenbart hat. Tausendfach sind wir von solchen Geheimnissen umgeben. Wenn wir das zur Kenntnis nähmen – müssten wir da nicht alle etwas stiller, etwas vorsichtiger und bescheidener werden?



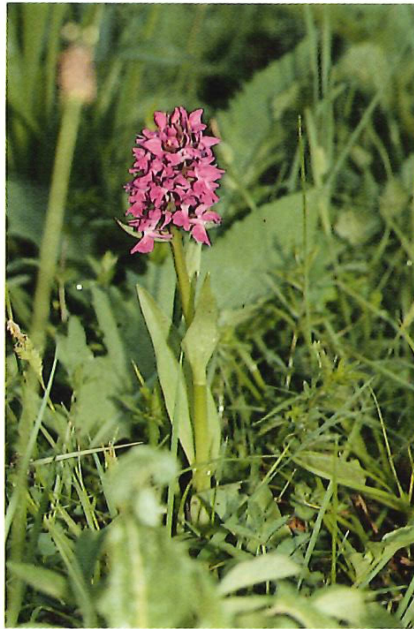
... solch ein Bächlein... ist Ort vielfältigen, geheimnisvollen Lebens.



Mai

Enttäuscht klappe ich den «Binz», mein Pflanzenbestimmungsbuch, zu. Seit einer Stunde bald vergleiche ich violette Orchideen miteinander, drücke Stengel, ob sie hohl seien, zähle Zacken an den Unterlippen und Blätter an den Stengeln, strecke diese aus, um die breiteste Stelle an ihnen zu finden – aber nie wird es mir gelingen, die Arten der Gattung *Dactylorhiza* sicher zu unterscheiden; nie werde ich sagen können, im Waldried oben blühten acht verschiedene Orchideenarten, oder zwölf, oder dreizehn...

Rundum prangt ein Morgen, wie man sich ihn nicht erhebender denken könnte. Er wischt den kleinen Ärger bald beiseite und macht einem Gefühl der wunderbaren Freiheit Platz: Ich bin ja ein Amateur, ein Lieb-Haber. Mögen sich die Fachleute darüber streiten, was noch ein Bastard und was schon eine eigene Art sei, und welche Vorfahren da mitgemischt haben – ich überlasse mich dem reinen Geniessen. Wann habe ich mich zum letztenmal gebückt, um mich von dem schweren, süssen Duft der Mückenhandwurz betören zu lassen? Erinnerungen werden wach an glückliche Kindheitstage, als die Mutter auf Bergwanderungen manchmal ein Männertreu pflückte, um es unter un-



Langblättriges Waldvögelein.
Fleischrote Orchis.
Angebrannte Orchis mit ihren feinen Purpurpünktchen.

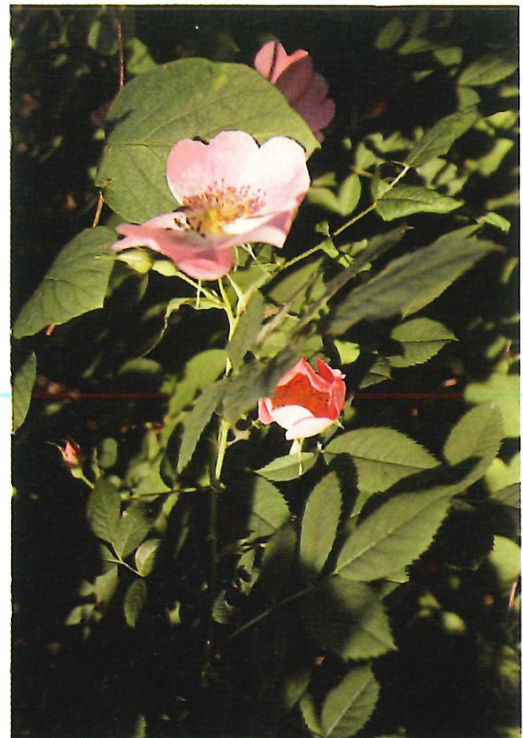
sere Nasen zu halten; es hiess bei uns nicht nur der Farbe wegen «Schoggiblüemli». Und hier, die Angebrannte Orchis: Viel reizvoller als die namengebenden geschlossenen Einzelblüten sind doch die schon geöffneten mit ihren feinen Purpurpünktchen auf dem unendlich zarten Rosa der Blütenlippen. Da erscheint die kleine Heuschreckenlarve, die sich gerade anschickt, die kostbare Pyramide zu erklimmen, als reines Trampeltier; und ist doch auch nur gut ein Zentimeter gross, dazu zartgliedrig gebaut. Glänzend grasgrün ist sie, mit kohlschwarzem, erst angedeutetem Legestachel, ebenso schwarzen Kniegelenken und Fühlern. Nun freue ich mich doch, das unfertig entwickelte Tier ansprechen zu können. Es ist eine Langflügelige Schwertschrecke. Da nur bei dieser Art Larven bis in den Spätsommer vorkommen, war es letztes Jahr ein leichtes, sie zu bestimmen und sie jetzt an der Angebrannten Orchis wiederzuerkennen.

Heute blüht nur noch ein «Lanzenträger». Überall stehen seine Scharen und umgeben die noch immer leuchtenden, kräftig rosaroten Mehlprimeln und die weissen Wattebäusche des eben «erblühten» Breitblättrigen Wollgrases mit der geheimnisvollen Atmosphäre des Riedes. Blüten sind diese dichten Wollknäuel zwar nicht, sondern Samenstände; nach dem eigentlichen Blühen dieser Pflanze, das im zeitigen Frühjahr stattfindet, wendet sich kein Mensch um, so unscheinbar ist es. Während ich das Alpenmassliebchen fotografiere, das mit seinem Margritchengesicht zwar nicht zum Aufsehererregenden, im Mittelland

aber doch zu den Raritäten gehört, trommelt am Rand des Riedes ein Specht. Es tönt hart und kräftig – ob es vom Schwarzspecht stammt? Sonst sind die Vögel erstaunlich still. Nur der emsige Zilpzalp lässt seinen eintönigen Ruf hören, und die unermüdliche Mönchsgrasmücke plaudert dazwischen. Bei konzentriertem Lauschen vernimmt man weiter entfernt auch den Buchfinkenschlag und das volle Flöten einer Amsel.

Im Schatten der Fichten am Riedrand erwartet mich freude-schwanzend mein vierbeiniger Kamerad. Seine Geduld wurde wieder einmal auf eine harte Probe gestellt, und noch geht es nicht richtig weiter, denn nach ein paar Schritten bleibe ich schon wieder stehen, und zwar recht verblüfft. Karminrote Rosenblüten leuchten mir entgegen, hier am Pfannenstiel, wo es nach meiner bisherigen Meinung nur zweierlei Wildrosen gibt, die hellrosa blühende Hunds- und die weisse Feldrose. Und nun steht da – die Nase hat es schon bestätigt und die Finger werden es auch gleich tun – eine Alpenhagrose. Dornenlos sind die blühenden Zweige und leicht klebrig behaart. Fein drüsige Haare zieren auch den Fruchtknoten mit seiner tailenartigen Ein-

Links: Alpenhagrose.
Rechts: Hundsrose.
Unten: Feldrose.

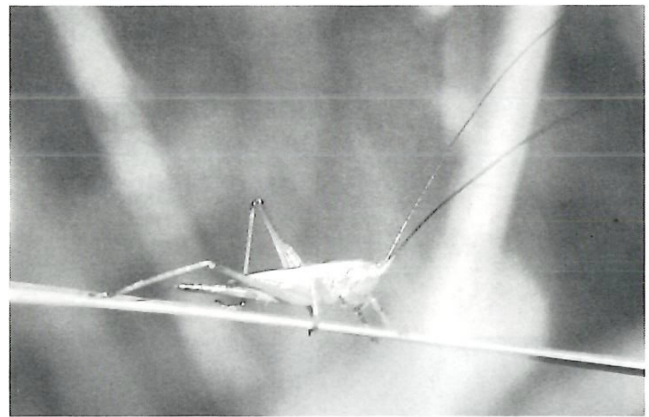


Mönchsgrasmücke.



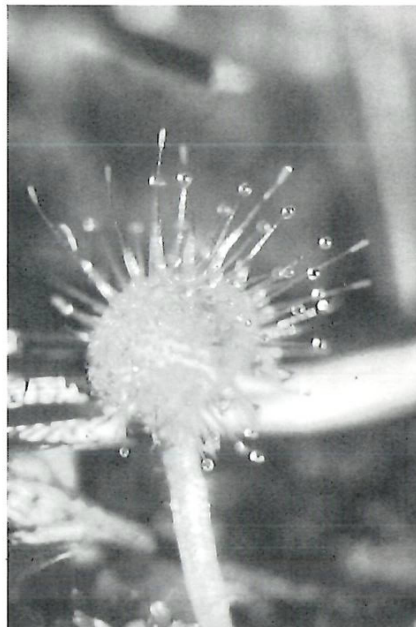
Zilpzalp.

Blattrosette des weissen Fettblattes mit Beute in der mittleren Blattspitze.



Larve der langflügeligen Schwertschrecke.

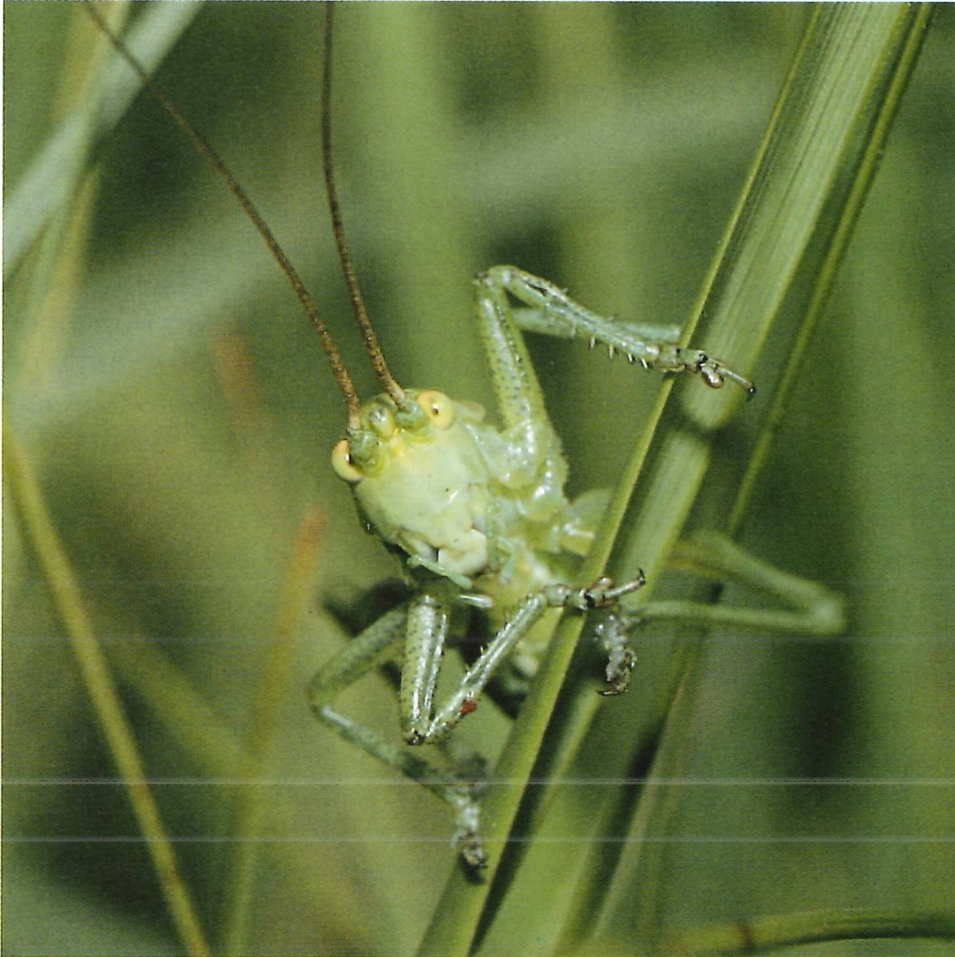
Links: Der winzige Sonnentau, seit den 50er-Jahren in Meilen nicht mehr gesichtet!
Rechts: Die zierlichen Blüten des blauen Fettblattes.



buchtung unterhalb der Kelchblätter. Drei blühende Exemplare verströmen ihren betörenden Duft in den sonnigen Morgen. Dies macht ja das Blumensuchen am Pfannenstiel auch nach fünfundzwanzig Jahren immer noch so spannend: Dass einem immer noch hie und da Neuentdeckungen beschert werden. Im nächsten Ried, das ich aufsuche, blühen wiederum viele Orchideen. Aber hier gilt mein Interesse den weissen und blauen Fettblättern. Sie sind die einzigen sogenannten Fleischfressenden Arten an unserem Hausberg, nachdem in den Fünfzigerjahren der winzige Sonnentau zum letzten Mal gefunden worden war, der mit seinen klebrigen roten Haaren kleinste Insekten festhält und mit einem Sekret zu einem Brei auflöst. Die Fettblätter verfahren ähnlich: Sie sondern die klebrige Flüssigkeit auf den hellgrünen Blattspreiten ab. Wenn sich ein Insekt, in der Meinung Nektar zu finden, darauf setzt, bleibt es haften. Das Blatt rollt sich vom Rand her darüber, scheidet ebenfalls ein Sekret zur Auflösung der Beute ab und resorbiert aus dem entstehenden Brei Nährstoffe. Wenn sich später das Blatt wieder entrollt, kleben darauf nur noch die unverdaulichen Chitinreste des Insektenpanzers.

Ein lautes «Glüh – Glüh» lässt mich rasch aufblicken. Gerade erhebt sich am oberen Rand des Riedes der mächtige Schwarzspecht vom Boden und verschwindet in den höchsten Baumwipfeln. Ohne Hast und Schrecken wechseln hierauf drei Rehe an derselben Stelle über die Lichtung, das hinterste ein stattlicher Bock, der immer wieder sichert. Sie tragen den rotbraunen Sommerpelz.

Wir treten in den Wald und auf den Weg zurück. Viel weiter unten, als wir längst nichts Neues mehr zu sehen begehren, stossen wir noch auf das Nachwort des heutigen Morgens. Acht zum Teil sehr kräftige Exemplare des Langblättrigen Waldvögeleins, einer weissblühenden Orchideenart, stehen nahe am Wegrand. Und ich habe in Meilen in all den Jahren bisher erst ein einziges gesehen!



Juni

Die Jahreszeit ruft Erinnerungen wach an eine Begebenheit, die beglückend begonnen und traurig geendet hatte.

Auf unbekanntem Pfad war ich damals in eine äusserste Stille geraten, die, mitten im Walde, von einer sattgrünen Grasfläche unterfüttert war. Sie federte vor Quellfeuchtigkeit unter jedem Schritt. Kein Laut war zu vernehmen als das Summen der Schwebfliegen im gefilterten Sonnenstrahl. Kein Mensch schien je hieher gefunden zu haben – eine Täuschung, wie die kurz darauf entdeckten zahlreichen frisch ausgesetzten jungen Haschischpflanzen verriet. . . . Mitten im geneigten Gras ein Sickerwasser, kleiner als dass man es ein Bächlein hätte nennen können. Ich bückte mich. Ohne Hoffnung, aber willens, nichts unterlassen zu haben, nahm ich eine handvoll des nasen Lehmgrundes auf und strich ihn auf der Handfläche aus. Und erschrak; zuerst tüchtig, dann freudig. Mit der freien Hand angelte ich ein Gefäss aus dem Sack und schob die Überraschung hinein. Mit etwas Wasser spülte ich den Fund rein und bestaute, was ich schon im Umriss erkannt hatte: eine ausgewachsene Larve einer Quelljungfer. Nicht nur die fast fünf Zen-

timeter Länge der furchterregenden Gestalt, auch die kräftig ausgebildeten Flügelscheiden waren Merkmale des Abschlusses einer vier- bis fünfjährigen Entwicklung. Das Tier musste bald schlüpfen. Einst hatte ich anderswo in Meilen einer Quelljungfer bei der Eiablage zugeschaut. Mit senkrecht nach unten gerichtetem Hinterleib steckte sie ihre Eier in den kiesig-sandigen Grund eines kleinen Bächleins. So nah konnte ich den Vorgang beobachten, dass ich das Knirschen der Steinchen vernahm, wenn der Libellenleib zwischen sie drang. Jenes war die Zweigestreifte Quelljungfer gewesen; diese hier, in Form einer ausgewachsenen Larve, musste dem Biotop nach zu schliessen die Gestreifte Quelljungfer sein. Sorgsam sperrte ich sie mit viel Wasser in ein Glas und machte mich sogleich auf den Heimweg. Ich würde einer Quelljungfer beim Schlüpfen zusehen können! In einem geräumigen Aquarium wurden alsbald Kies und Lehm aus einem Bachbett und einigen Unterwasserpflanzen als Sauerstoffspender eingebracht. In eine Ecke setzte ich ein Büschel kräftiger Gräser, die der Larve als Ausstieg und Halt beim Schlüpfen dienen sollten. Alles stellte ich, dem Rat des unverzüglich beigezogenen Fachmannes folgend, im Garten unter freiem Himmel auf. Am vierten Tag lag die sonst eingegraben lebende Larve am Fusse der Gräser, was mich am fünften frühmorgens um halb fünf Nachschau halten liess. Aber da war es bereits zu spät. Die Larve war nicht mehr im Aquarium und nicht mehr an den Gräsern. Wie sooft am Teich unten, mussten auch hier die Vögel den noch weichen und wehrlosen Libellenleib beim Trocknen entdeckt und als ausgiebigen Leckerbissen ihrer ewig hungrigen Jungmannschaft zugeführt haben. Ich fühlte mich noch wochenlang elend beim Gedanken an das kostbare Insekt, das meinerwegen in einem Spatzenbauch geendet hatte, und im folgenden Jahr stieg ich nur einmal hinauf in die Stille, um Nachschau zu halten, ob diese Libellen dort trotzdem noch flögen. Ich hatte Glück; zwei der schönen Tiere jagten auf der sonnigen Waldlichtung.

Anders heute. Nachdem ich nur schwer widerstanden habe, erneut nach Larven zu suchen, halte ich auch nach der fliegenden Quelljungfer vergeblich Ausschau. Nur ein Pärchen Früher Andonilibellen zittert über ein nahegelegenes Wasserloch, und die trivialen Larven der Blaugrünen Mosaikjungfer schleichen zwischen den am Grund faulenden Blättern umher, todbringend für alles, was kleiner ist als sie. Zwei leere Larvenhäute schwimmen aufgeblasen ebenfalls umher. Nur ein Anstossen beweist, dass es keine lebenden Tiere mehr sind; und dass sie rechtmässig geschlüpft und nicht etwa gestorben sind, zeigen die weissen Fäden, die zwischen den Flügelscheiden baumeln; es sind die Innenhäute der Haupttracheen, mit welchen die Larven Sauerstoff aus dem Wasser aufgenommen hatten. Nur ungern verlasse ich diesen Hort der Stille und der Geheimnisse. Doch will ich noch den Riedwiesen einen Besuch abstatten in einer speziellen Absicht. Jemand hat mir zugetragen, es sei letztes Jahr da oben eine Bienenragwurz gefunden worden, und so etwas muss ich natürlich überprüfen.



Grossblütige
Prunelle.
Tausendgülden-
kraut.

Doch das Ried hält eine andere Überraschung bereit. Das Tausendgüldenkraut ist aufgeblüht, in unüberschaubaren Mengen, und trägt das leuchtende Lilarosa der Mehlprimeln, die jetzt freilich verwelkt und verschwunden sind, in den Sommer hinein fort. Welche Farbenfreude mit dem Blau der Grossblütigen Prunellen zusammen! Nur – die ebenfalls rosaroten zarten Flügelchen der Bienenragwurz, die wären hier wohl allzu gründlich getarnt. Was soll's? – Es genügt doch, dass dieser vielleicht kostbarste aller Meilemer Pflanzenschätze anderswo noch in unbedrohtem, kräftigem Bestand gedeiht.

Die Ragwurzarten nehmen unter den Orchideen eine besondere Stellung ein. Man wähnt, dass ihre Entwicklung noch in vollem Gange sei und erklärt so die enorme Formenvielfalt innerhalb einzelner Arten. Die vier heimischen Insektenorchideen, wie sie auch genannt werden, haben ihre Namen vom Aussehen ihrer abenteuerlich geformten und gefärbten Lippen erhalten. Sie alle ahmen mit dieser Lippe ein Insekt nicht nur im Aussehen nach, sondern auch mit dem Behaarungsmuster, das dem von ganz bestimmten Wespenweibchen entspricht. Als Höhepunkt der Täuschung verströmt jede Insektenragwurz einen Duft, der sogar chemisch dem Sexuallockstoff des entsprechenden Wespenweibchens gleicht. Was Wunder, dass die Männchen sich von den Blumen soweit täuschen lassen, dass sie sich auf sie setzen und die Paarung versuchen? Dabei setzt die Blüte ihr Pollenpaket auf die Stirn des Geprellten, der seinen Irrtum erst spät bemerkt und mit dem Pollen gekrönt erneut auf Liebschaft ausgeht, die prompt auf einer andern Blüte der gleichen Art endet. Die Natur hat erst vierzehn Tage später Erbarmen mit den liebeskranken Wespenmännchen; erst dann nämlich lässt sie die richtigen Weibchen schlüpfen. Die Insektenorchideen aber sind inzwischen bestäubt.

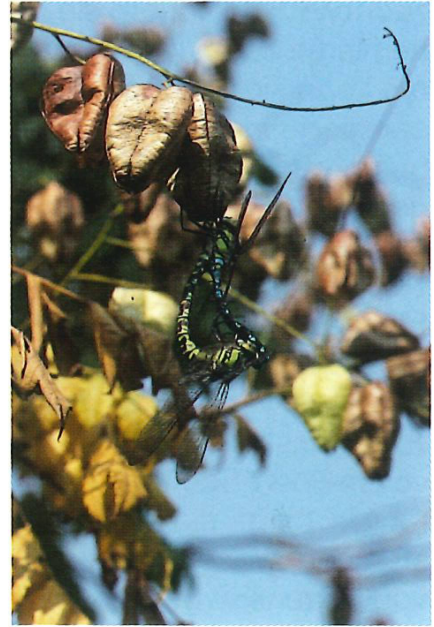
Von den vier heimischen Ragwurzarten, der Hummel-, Wespen-, Fliegen- und Bienenragwurz, habe ich bisher nur die letztere in Meilen auffinden können. Gerade sie hat es aber im Lauf der Zeit verstanden, sich von dieser Insektenabhängigkeit weg-



«...jenes war die zweigestreifte Quelljungfer gewesen...»



Gestreifte Quelljungfer.



Ein Pärchen der Blaugrünen Mosaikjungfer an einem Gartenbaum.



Frühe Adonislibelle.



«...die trivialen Larven der Blaugrünen Mosaikjungfer...»

3 mm grosse Heuschreckenlarven auf einem Brennesselblatt. Sie erhalten erst im Lauf des Sommers

ihre endgültige Gestalt.
Links: Punktierte Zartschrecke.
Rechts: Gewöhnliche Strauchschrecke.



zuentwickeln, indem sie beim Welken ihren Pollen auf die eigene Narbe fallen lässt und sich selbst bestäubt. Die Bienenophrys kann sich also auch dort vermehren, wo das von der Blüte anvisierte Insekt nicht vorkommt. Wegen dieser Selbstbestäubung variiert das Aussehen der Bienenragwurz kaum, wogegen Hummel-, Spinnen- und Fliegenophrys oft so unterschiedlich gezeichnet sind, dass es schwerfällt, sie als eine einzige Art zu erkennen.

Ein solcher Mangel an Genauffrischung, wie er bei der Bienenragwurz offenbar ohne Nachteil herrscht, ist aber bei Tieren in der Regel verhängnisvoll. Bei ihnen führt Inzucht auf die Dauer zum Aussterben einer Art. So auch bei den Heuschrecken, die vor meinen Schuhen davonspritzen. Ist das Netz der Lebensräume nicht dicht genug und bestehen keine Verbindungsstrassen zwischen den einzelnen Populationen, etwa in Form von extensiv bewirtschafteten Wiesenstreifen, Bachborden und ungedüngten Strassenböschungen, sind sie über kurz oder lang zum Aussterben verdammt. – Jetzt im Juni ist es noch früh für die Heuschrecken, die den Winter als Eier überstehen und erst im Laufe des Sommers nach vielen Häutungen ihre endgültige Gestalt, aber auch ihre flugtüchtigen Flügel und die Fähigkeit zu musizieren erhalten. Zwei Heuschreckengesänge lassen sich heute erst ausmachen, und ich bereue, den Winter nicht dazu genutzt zu haben, endlich mit den Heuschreckenstimmen vertrauter zu werden.

Auf einer menschengerechten Strasse geht's dann heimzu. Hier vor der sonnenerhitzten Fichtenschonung jagen nun doch noch zwei prächtige Quelljungfern, als hätte mir der Spaziergang nicht schon genug Beglückendes gebracht.



Das winzige, gestielte Ei einer Florfliege, ca. achtfach vergrößert.



Juli

An einem sonnigen Nachmittag geht's wieder bergwärts. Ich will den Lungenezian auf *Maculinea*-Raupen untersuchen. *Maculinea* heissen die Angehörigen jener Gruppe von Bläulingen, die in eigenartiger Gemeinschaft mit gewissen Ameisenarten leben. Die Weibchen dieser Falter legen die winzigen weissen Eilein, die unter dem Mikroskop wie fein gehämmerte «Chrälleli» aussehen, an die noch geschlossenen Blüten des seltenen Lungenezians, manchmal auch des Schwalbenwurzians. Die feuerroten Rämpchen schlüpfen durch den Boden des Eies und fressen sich direkt ins Innere der Knospe, wo sie sich bis zur dritten Häutung von Blütenteilen ernähren. Dann kriechen sie nach aussen – sie sind inzwischen hellrosa geworden – und lassen sich auf den Boden fallen. Dort werden sie von Ameisen aufgelesen und in deren meist unterirdisch angelegte Nester getragen. Aber es muss die richtige Ameisenart sein, sonst überlebt die Raupe nicht. Fortan wird die Raupe mit Ameisenbrut ernährt. Dass die Ameisen dieses unnatürlich anmutende Opfer bringen, erklären die Wissenschaftler mit der süssen Ausscheidung am Hinterkörper der Raupen, auf welche die Ameisen äusserst begierig sind. Auch die Puppenruhe halten diese Falter im Ameisennest. Nach dem Schlüpfen heisst es dann aber sich beeilen: Der Falter riecht nicht mehr süss und



Viel Getier findet sich auf dem Lungenenzian – v.l.n.r.:
 Larve einer Bodenwanze / 7-Punkt-Marienkäfer / Prachtsexem-
 plar von Roesels Beissschrecke, weiblich / Widderchen (Bluts-
 tröpfchen).

wird, wenn er nicht rasch genug verschwindet, von den Amei-
 sen als Feind behandelt . . .

Schon seit ich der neuen Waldstrasse folge, tanzt mir ein dunk-
 ler Schmetterling voraus. Manchmal senkt er sich weit vorne
 auf die Böschung, und ich verliere ihn aus den Augen, bis ich
 auf gleiche Höhe mit ihm gelange. Er hat sich auf eine feuchte
 Bodenstelle niedergelassen und seine schwarzbraunen, weiss
 gefelderten Flügel weit ausgebreitet. Nur wenn er sich auf ei-
 nem Strauch sonnt oder an einer hohen Blüte saugt, kann man
 erkennen, weshalb dieser hübsche Schmetterling «Kleiner Eis-
 vogel» heisst. Man muss seine Unterseite sehen können, die
 dicht und lang eisblau behaart ist. Auch die Fenster, die auf der
 dunklen Oberseite weiss wirken, schimmern im orangen Um-
 feld der Unterflügel bläulich. Von den drei heimischen «Eisvö-
 geln» ist er der am wenigsten seltene, obwohl auch er bei inten-
 siver und naturferner Waldbewirtschaftung verschwindet.

Im Ried kündigt sich die zweite Hälfte des Sommers an. Noch
 leuchtet das Tausendgüldenkraut in ungezählten rosavioletten

Rechts und Mitte: Eine weisse Krabbenspinne mit Honigbiene / Krabbenspinne, die auf einer gelben Blüte gelb wird / noch eine weisse Krabbenspinne. Der Name kommt von der Beinhaltung.



Filigran eines Radnetzes.



Unten links: Eine Springspinne sucht aktiv mit den Augen.
Rechts: Eichenblatt-Radspinne in ihrer «Hängematte».



Fackeln. Schon ist aber auch die Sumpfwurzel aufgeblüht, die hier den Reigen der Orchideenblüte beschliesst. Vom Lungenenzian sind erst die beiden obersten Glocken offen. Fast bedauere ich ihre makellose Schönheit: Kein Raupenfrass lässt sich ausfindig machen. Trotzdem lohnt sich ein genaueres Besehen dieser Blumen. Viel Getier findet sich auf ihnen: ein Marienkäfer, eine Spannerraupe, ein «Blutströpfchen», eine Ritterwanze (die beiden letzteren zeigen ihre Giftigkeit mit kräftig rot-schwarzer Zeichnung an), hier das winzige gestielte Ei einer Florfliege und dort ein Prachtsexemplar von Roesels Beisschrecke. Und schliesslich noch, erst beim zweiten Hinsehen richtig erkannt, eine weisse Krabbenspinne. Von allen Spinnen dünkt mich diese eine der unheimlichsten. Obwohl nicht eigentlich klein – ihr drehrunder Körper misst fast ein Zentimeter im Durchmesser – und obwohl einfarbig weiss oder gelb, finde ich diese Spinne normalerweise

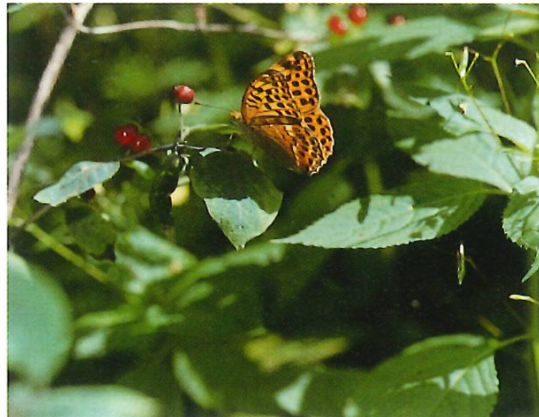
nur über einen «Vermittler». Hängt eine Biene, ein Falter, eine Fliege in unnatürlicher Stellung an einer Blüte, kann man fast sicher sein, dass sie sich in den Klauen dieser Spinne befinden. Die Krabbenspinne vermag nicht nur ihre Körperstellung so einer Blüte anzupassen, dass man sie kaum mehr sieht (hier beim Lungenenzian hat sie ihren Leib genau über dem weisslichen Schlundfleck der Blüte plaziert und die Beine über die davon weglaufenden hellen Strahlen angeordnet), sondern sie passt sich innert kurzer Zeit der Färbung der Blüte an, auf der sie sich auf die Lauer legen will. Vom reinen Weiss kann sie alle Schattierungen bis zum dunkeln Dottergelb annehmen. Und ihr blitzschnell am ahnungslosen Opfer angebrachter Giftbiss lähmt Beutetiere, die mehrfach grösser sind als sie selbst.

Hier auf dem Trockenhügel steigt schon der Wasserdost in rötlichen Horsten auf, und die dicht spriessenden Faulbaumtriebe sind voller Insekten. Doch die Frassschäden – so gern ich eine Zitronenfalterraupe gefunden hätte – stammen von niedlichen kleinen Gehäuseschnecken. Zahlreich hüpfen die lebhaften braunen Zikaden an den Zweigen herum; nur eine ist nicht mehr lebhaft, sie ist Opfer einer kleinen Springspinne geworden. Während Krabbenspinnen reglos lauern, suchen Springspinnen ihre Beute aktiv mit den Augen. Diese sind denn für Spinnenaugen recht gross: Wie zwei schwarze Stecknadelköpfe sitzt das grösste der vier Augenpaare auf der Stirn der Spinne, und auch die kleineren glänzen listig im hellen Licht. Auch Springspinnen bauen keine Netze, sondern stürzen sich, wenn sie sich nahe genug an ein Beutetier herangeschlichen haben, mit einem Satz darauf. Die Beine der kleinen flinken Springspinne sind deshalb kurz und kräftig.

Netze hingegen haben rund um das Faulbaumgeäst junge Eichenblatt-Radspinnen angelegt. Sie gehören in die gleiche Gattung wie die bekannten Kreuzspinnen, leben aber mit Vorliebe in Wiesen mit höherer Vegetation. Selten sitzen sie in der Mitte ihres Netzes, sondern ruhen unweit davon in einer eigens geflochtenen Hängematte. Sie wirken da wie tot, und doch entgeht ihnen keine Beute: Ein feiner Signalfaden meldet jede Erschütterung aus dem Netz in die Hängematte. Besonders häufig verfangen sich die auffällig zahlreichen blaugrünen Zwergzikaden in den kleinen Netzen der jungen Eichenblatt-Radspinnen.

Weiter drüben blüht üppig die Hochstaudenflur. Der grosse Bestand an Gilbweiderich fällt auf. Ein wunderschöner Silberstrich setzt sich vor mir auf eine mannshohe Distelblüte. Dieser zweite Name des Kaisermantels leuchtet deshalb so sehr ein, weil er hilft, Verwechslungen mit den sehr ähnlichen Perlmutterfaltern zu vermeiden. Diese tragen das silbrige Weiss ihrer Unterflügel in runden Flecken, während es beim Kaisermantel in breiten Strichen verläuft. Vieles gibt es an den Schmetterlingen für den zu beobachten, der das grossartige Buch über unsere Tagfalter vom Schweizerischen Naturschutzbund gelesen hat. So erkenne ich in dem Kaisermantel vor mir ein Männchen, weil den Flügeladern entlang das Braun zu Strichen gesammelt

ist. Diese Zeichnung entsteht durch Flügelschuppen, die nicht wie die andern mit Luft, sondern mit Duftstoffen, sogenannten Pheromonen, gefüllt sind. Von weit her vermag das Faltermännchen damit ein Weibchen anzulocken.



Kaisermantel-Weibchen.

Wie viele andere Schmetterlinge ist auch der Kaisermantel von einer vielfältigen Kraut- und Strauchschicht im Wald abhängig. In reinen «Baumäckern» verschwindet er. Sorgfältig und naturnah gehaltene Strassenböschungen könnten mancher Schmetterlingsart das Leben am Pfannenstiel erleichtern, wie denn die gesamte Insektenwelt von den neu geschaffenen Luft- und Lichtbahnen profitieren könnten, wenn die Waldstrassen von einem dichten Gebüschmantel, wechselnd mit Grashalden und offenem Boden, begleitet werden. Wo es Insekten gibt, finden auch Eidechsen, Blindschleichen, verschiedene Mäuse, Spitzmäuse, Amphibien und vielerlei Vögel ein Auskommen.



August

Eine gewitterträchtige Schwüle liegt über dem Land. Der Monat der Heuschrecken ist angebrochen. Tarnfarbig gekleidet betrete ich das Ried, denn vor hellen Farben fliehen die Insekten. Das hohe Gras liegt vom Gewitterregen nieder, aber es lebt und hüpfet und windet sich darin. Vorherrschend ist hier noch der Gemeine Grashüpfer, den ich nun endlich an seinem Gesang erkenne: Streicht man mit einer Rasierklinge in regelmäßigen Abständen über ein nicht zu dickes Papier, dann hat man das Geräusch! Schon hier finden sich die ersten Langflügeligen Schwertschrecken, die für unsere grösseren Riedwiesen charakteristisch, manchmal sogar vorherrschend sind. Die Langflügelige Schwertschrecke ist unter unseren Heuschrecken insofern eine Ausnahme, als ihre grasgrünen Larven mit dem glänzend schwarzen Rückenstrich bis in den Herbst hinein gefunden werden können, wogegen die anderen Heuschrecken ihre Larvenentwicklung spätestens im August abschliessen und von da an nur noch als erwachsene Tiere anzutreffen sind. Heuschrecken tanzen nur einen Sommer. Mit den ersten Frösten spätestens gehen sie ein. Übrig bleiben ihre Eier, die, je nach Art, im Boden, in Pflanzenstengeln oder unter Rinde verborgen, den Winter überdauern. Sie entlassen im folgenden Jahr etwa ab Mai winzige Larven, die bereits Heuschreckenge-

stalt haben und sich über viele Häutungen in ein geschlechtsreifes, oft flugtüchtiges Insekt verwandeln. Erst dann beginnen sie zu musizieren, denn die Gesänge dienen der Geschlechterfindung. Es ist erstaunlich, welche Vielfalt in der Klangerzeugung sich die Natur bei den Heuschrecken einfallen lässt. «Singen» kann eigentlich keine. Die Töne oder Geräusche entstehen aber auf mannigfaltigste Weise: Manchmal tragen beide Hinterflügel Zähnnchen an einer Ader, die beim Reiben aneinander ein Surren oder Schwirren ergeben. Manchmal streicht ein gezacktes Hinterbein über eine raue Flügelader. Eine Art trommelt, um eine bessere Resonanz zu erreichen, auf ein hartes oder dürres Blatt. Wieder andere Arten reiben die Kiefer aneinander, so dass ein «Zähneknirschen» hörbar wird, oder sie verursachen beim Fliegen ein weithin vernehmbares Schnarren. Durch verschiedene Frequenzen und unterschiedliche Intervalle beim Rufen und beim Schweigen wird diese Vielfalt noch so weit gesteigert, dass die rund hundert mitteleuropäischen Heuschreckenarten über ebenso viele artenindividuelle Lautäußerungen verfügen und es deswegen nie geschieht, dass sich verschiedene Arten paaren: Jede Art «verstehet» nur den eigenen Gesang.

V.l.n.r. oben: Gewöhnliche Strauchschrecke, männlich, und fressendes Weibchen.

Unten: Männchen und Weibchen des munteren Wiesengrashüpfers.



Für mich sind jedoch die Heuschreckenstimmen noch ein unentwirrbares Durcheinander. Nur ganz vereinzelte, besonders einprägsame Rufe konnte ich mir bisher merken. Werren-, Grillen- und Waldgrillengesänge sind leicht zu erkennen. Auch der berühmte «Schleuderzick» der Sumpfschrecke bleibt einem bald im Ohr. Wie gern würde ich ihn in unseren Riedwiesen vernehmen – allein, die Suche nach dieser Art blieb bisher in Meilen erfolglos.

Entlang dem Gehölzstreifen taucht nach den munteren Grashüpfern, Roten Keulenschrecken und Kleinen Goldschrecken eine neue Art auf. Sie ist grösser; die Bewegungen, die das Gras bei ihren Hüpfen macht, könnten von einem kleinen Frosch stammen. Trotzdem muss man lange suchen, bis man das relativ träge Tier findet. Es ist braun und flügellos, hat überlange Fühler und ebensolche Beine. Ein feiner weisser Strich entlang dem hinteren Halsschild zeichnet die Gewöhnliche Strauschrecke aus. Sobald ich dem Gehölzstreifen den Rücken kehre, verschwindet diese Art wieder. Ziel ist noch die oberste Riedparzelle mit der eigenartigen Vegetation. Vielleicht birgt sie auch eigenartige Heuschrecken?

Zuerst scheint es nicht so, und ich meine, was sich da zahlreich vor meinen Füßen in Sicherheit bringt, seien ebenfalls Gemeine Grashüpfer. Aber dann fällt mir auf, wie anders sich diese hier bei der Flucht bewegen. Sie spritzen zwar auch davon, fangen sich aber bei der Landung nicht torkelnd auf wie die Gemeinen Grashüpfer, sondern lassen sich zwischen die Gräser bis auf den nackten Boden fallen, winden sich, krümmen sich fast wie Würmer und setzen ihre Flucht regelrecht abschleichend fort. Schliesslich erkenne ich die Zwillingsart des Gemeinen Grashüpfers, den Sumpfgrashüpfer. – Ob je ein Forscher versucht hat, die Heuschreckenarten an ihren Fluchtbewegungen zu erkennen?

Bei so vielen Heuschrecken erstaunt es nicht, dass hier auch die Bergeidechse lebt. Sie ist ebenso gewandt im Tarnen und Abschleichen wie ihre Beutetiere. Für ein Bild hält sie nicht ruhig, aber die dunkle Perlung ihrer Schuppenhaut entgeht mir nicht; sie ist viel gröber als bei der Zauneidechse.

Aus der Ferne dringen Fetzen einer jaulenden Vogelstimme heran. Stammen sie noch vom Schwarzen Milan, oder hat dieser schon seinen Rückzug in den Süden angetreten? Ach, die vielen frisch aufgeblühten Herbstzeitlosen zeigen schon die Neige des Sommers an. Hat er nicht eben erst begonnen?



September

Und doch ist es erst der September, der die Vollendung bringt. Nie sonst scheint die Natur so reich, so im vollen Besitz des Lebens wie um diese Jahreszeit. Auch die Wehmut gehört ja zum Reichtum – was wäre die Freude ohne den Gegensatz der Trauer?

Der Blick schweift über das Ried und vernimmt ein unerhörtes Finale. Farben, Düfte, die Wärme und die Stille haben sich zu einem einzigen grossartigen Lobgesang vereinigt. Nicht allein das berückende Leuchten der Deutschen Enziane, nicht das verhaltene Stahlblau der Gefransten, nicht das Gold des Riedgrases oder die angedeuteten Dunstschleier in den Baumwipfeln sind es, welche die Seele erheben und forttragen. Es ist das Zusammenspiel all dieser Einzelheiten, das zu dieser berauschenden Harmonie führt. Selbst die Stille klingt; sie braust und hebt mich davon. Werden, Leben, Vergehen, Auferstehen – alles wird ahnbar. Welch unermessliches Glücksgefühl, als Lebewesen in diesen gewaltigen Puls miteinbezogen zu sein. Weit unten, weit fort ist die geschäftige Welt der Menschen, zu



Herbstblühende Enziane: Deutscher Enzian, Schwalbenwurz-Enzian und Gefranster Enzian.

welchen ich für Augenblicke nicht mehr gehöre. Welch ein Gefühl des Geborgenseins!

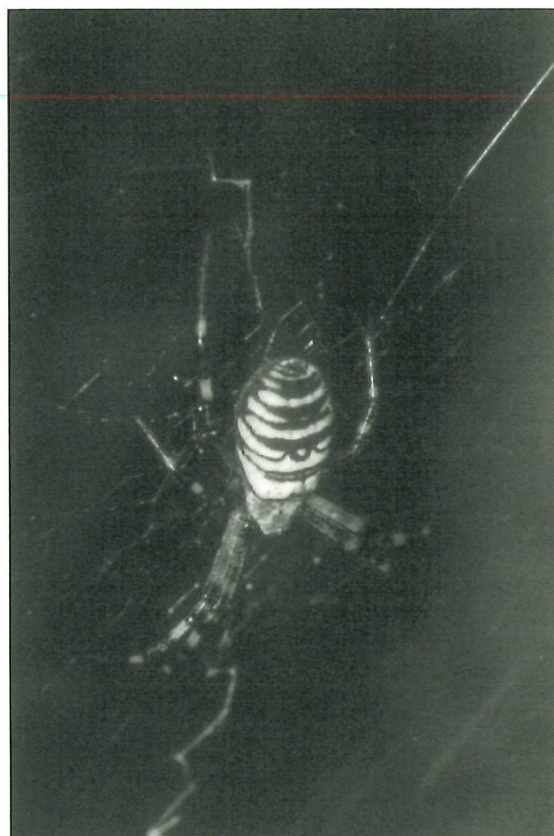
Die zaghaften letzten Lockrufe der Heuschrecken, der freche Schrei einer Krähe, auch die Sorgfalt meiner Schritte beim Hinuntersteigen sind wieder erdgebunden. Tief atmend und nichts mehr begehrend gehe ich bergab.

Wer im Dorf unten würde mir glauben, dass in diesem Moment vier verschiedene Enzianarten blühen am Pfannenstiel? Mögen die Blau von Lungen- und Schwalbenwurzenzian auch bestricken – so brennend, fast betörend wie das tiefe Rotviolett der neuaufgeblühten Deutschen Enziane ist keine andere Farbe im Ried. In dichten Büscheln, häufig von der Gestalt kleiner Tannenbäumchen, sitzen die Farbenfeuer im fahlen Gras, das seine Kraft schon in die unterirdischen Pflanzenteile zurückgegeben hat, um sie vor den eisigen Klauen des Winters zu bewahren.

In diesem Gras nun treffe ich zum ersten Mal auf den legendären Cocon der Wespen- oder Zebraspinne. In den farblosen Halmen, wenig über Boden, hängt eine duftig wirkende Kugel fast von der Grösse eines Pingpongballen. Die helle Grundfarbe des

Gebildes ist mit darübergewebenen braunen Fäden vorzüglich getarnt. Ganz in der Nähe des Cocons findet sich auch noch ein kleines Netz der Wespenspinne. Dieses lässt sich immer zweifelsfrei ansprechen, denn keine andere Spinne webt einen dicken weissen Zickzackstreifen, der senkrecht zur Nabe steht, in ihr Netz. Noch ist die Bedeutung dieses festeren Gewebestreifens nicht bekannt. Hingegen ist die Lebensweise der Wespenspinne gut erforscht. Auch sie ist eine, die zum schlechten Ruf der Spinnen beigetragen haben mag: Noch während der Paarung, die im Juli stattfindet, schlingt sie einen Faden um das Männchen, um dessen Entweichung zu verhindern; es wird im Anschluss an die Paarung verspiesen... Etwa einen Monat später beginnt das Weibchen eines Abends, zwischen einige Grashalme ein kleines Podest zu spinnen. Dieses Podest steht aber verkehrt, die Plattform nach unten frei. Auf diese wird nun innert weniger Minuten ein goldgelbes Eipaket gepresst, das sogleich mit einer festen Lage von hellen Spinnfäden mit dem Podest versponnen wird. Hierauf wird das ganze mit einer Schicht stark gekräuselter dunkler Fäden umgeben. Darüber folgt nochmals je eine helle feste und eine dunkle krause Gewebeschicht. Mit den abschliessenden Tarnfäden wird das nun recht umfänglich gewordene Gebilde nochmals gut an den Grashalmen verankert. Von nun an kümmert sich die Spinne nicht mehr um ihre Brut. Sie hätte auch nicht mehr lange Zeit dazu, denn wie die meisten heimischen Spinnen vollendet auch die Wespenspinne ihren Lebenszyklus innerhalb eines Jahres; sie stirbt also im Herbst. Viele Spinnen überstehen

Zebraspinne im Netz und ihr legendärer Cocon.



den Winter als Ei. Nicht so die Wespenspinnen. In ihrem gut isolierten Cocon schlüpfen die Jungspinnen noch im selben Herbst und verbringen darin inaktiv den Winter. Wenn im Frühjahr dann der Eidottervorrat, den jede Jungspinne mitbekommen hat, aufgezehrt ist und die Tiere nach einer bis zwei Häutungen zwar erst millimetergross, aber dennoch fertig entwickelt sind, verlassen sie ihren schützenden Hort, erklimmen eine hohe Warte, etwa einen Strauch, einen Zaunpfahl oder einen stehengebliebenen Halm, und lassen aus ihrem Hinterleib erstmals einen feinen Spinnfaden austreten. Schon allein die Luftbewegungen der Thermik genügen, um die winzige Spinne an diesem Faden fortzutragen. Auf diese Weise verteilt sich nicht nur die hungrige Jungmannschaft auf eine Fläche, wo sie sich nicht gegenseitig konkurrenziert – so werden auch neue Lebensräume erobert. Gerade die Wespenspinne hat sich erst in den letzten fünfzig Jahren auf diesem Weg in Europa ausgebreitet. Immer aber bleibt eine Begegnung mit ihr ein Erlebnis, denn häufig ist sie keineswegs. Im kultivierten Gelände besteht für sie keine Lebensmöglichkeit; sie benötigt extensiv genutzte Wiesen mit reichen Heuschreckenvorkommen, von welchen sie sich fast ausschliesslich ernährt.

Dass andere Jungspinnen den Herbst als Reisezeit benützen, wird mir auf dem Heimweg bewusst: Immer wieder muss ich mit der Hand über mein Gesicht streifen, weil sich ein feiner Gespinstfaden darübergerlegt hat. Altweibersommer...



Oktober

Spät erst und nicht richtig hat sich die Sonne durchgesetzt. Am frühen Mittag ein Gang ins Ried: Noch einmal das purpurdurchsetzte Gold trinken mit den Augen, bevor es Winter wird. Auf der waldnahen Wiese weidet ein kräftiger Rehbock noch in seinem rötlichen Sommerpelz. Er sieht mich von weitem, frisst aber ruhig weiter und entfernt sich später ohne Hast in gemessenen Sprüngen. Ich spitze die Ohren – war das nicht der Ruf eines Kolkrahen? Seit Jahren spricht man von Kolkrahen am Pfannenstiel. Ich habe noch keinen gesehen, nur gehört. Ein-, zweimal.

Am Waldrand prangt ein Wildkirschenbaum in der ganzen Buntheit des Herbstes, und über den Weg neigt sich ein Zweig voller glänzend blauschwarzer Beeren in der grünen Fassung ihrer Kelchblätter: Tollkirschen. An regengetränkten Graukappen und ausgestäubten Bovisten vorbei gelange ich auf die obere neue Waldstrasse. Dort scheint ein geplatzter Kinderballon zu liegen. Doch nein, die feurige Farbe stammt ebenfalls von Pilzen, den Orangebecherlingen. Ein Stück weit liegt Wasser im tiefen, kiesigen Strassengraben. Gäbe es doch mehr solcher Stellen; so könnte die verschwundene Unke in Meilen vielleicht wieder heimisch werden. Doch andernorts sind diese Gräben bis oben mit Kies aufgefüllt.

Der schattige Waldrand hat sein Laub schon verloren, und von weitem sehe ich durch die Stämme auf die ausgedehnte Fläche des Riedes. Sie ist offenbar schon gemäht. Also bin ich zu spät für den diesjährigen Abschied von den Enzianen. Dafür erhalte ich die Gewissheit, dass der Kanton sich jetzt um seine Schutzobjekte in Meilen kümmert. Gut, dass er über Spezialmaschinen verfügt: Unter jedem Schritt gluckst der durchnässte Boden; selbst der Trockenhügel gibt elastisch nach beim Betreten. Hier würde mit den herkömmlichen Landwirtschaftsmaschinen mehr zerstört als geschützt. Doch die kleinen Raupenfahrzeuge, die unter Blachen im Schutz der Bäume stehen, erlauben ein schonungsvolles maschinelles Vorgehen.

Die Binsenparzelle ist nicht gemäht. Durch die bleichen Schilfhalmzieht ein Trampelpfad. Wer mag ihn angelegt haben? Rehe? – Eben jetzt dringt die Sonne durch den Nebel und übergiesst die Pfeifengraswiese und die Buchen im Waldsaum mit purem Gold.



Tollkirschenzweig.



Der in Meilen recht seltene Rippenfarn.

Schuppenporling auf einem Eschenstrunk.

Auch auf der unteren Riedwiese liegt noch die Streue. Bald zehn Jahre sind es her, seit fünfzig Freiwillige hier in dichtem Schneetreiben und bis zum Einbruch der Dunkelheit die letzten Gabeln voll Schilf und Seggen auf die Wagen luden, um zu zeigen, was ihnen die Erhaltung der Pflanzen- und Tierwelt in ihrer Gemeinde wert war. Die Aktion war nicht die einzige, und sie hatte Signalwirkung. Dennoch sind die Probleme einer optimalen Riedpflege noch nicht endgültig gelöst. Zwar wird heute die anfallende, von der Landwirtschaft nicht mehr benötigte Streue in Kompostieranlagen sinnvoll aufgearbeitet, doch zeigt sich bereits ein anderes Problem, das einer rationellen Lösung noch harrt: Die ständige Nährstoffeintragung durch die belastete Luft fördert das Vordringen des Landschilfes, das allen kleineren und zarteren Pflanzen Licht und Lebensraum streitig

Freiwillige Helfer
bei der Riedpflege.



und den Orchideen, Enzianen und anderen Kostbarkeiten mit der Zeit den Garaus machen wird, wenn man ihm nicht bald wirksam Einhalt gebieten kann. Dieses Jahr – ich vernehme es mit Beschämung – hat ein pensioniertes Botaniker-Ehepaar in rund hundert Stunden stillen Schaffens immer wieder mit der Gartenschere die wuchernden Schilfhalme entfernt. Mit der Sense wäre dies natürlich viel rascher zu bewerkstelligen ge-

wesen, aber damit wären auch die unreifen Samenstände all der botanischen Raritäten gefallen und der Zweck langfristig verfehlt gewesen. Wie wird dieses Problem auf die Dauer zu lösen sein?

Nun biege ich in das nicht gebaute Waldstrassenstück und freue mich. Zwar sind die Bäume gefällt und die dreizehn Horste des in Meilen recht seltenen Rippenfarns verpflanzt, die mitten in der vorgesehenen Strassenführung wuchsen. Ein junger Farnliebhaber, der für Weihnachten aus dem Ausland nach Hause gekommen war, war eines Tages mit der Pflanzkelle im Sack hinaufgestiegen und hatte die Gefährdeten mit am Schluss blutenden Händen an eine sichere Stelle versetzt. Jetzt wird die Strasse nicht gebaut, aber ihre Spur ist von schweren Fahrzeugen durchpflügt und aufgeweicht, und die Arbeit zur Rettung der Farne war nicht vergebens.

Dann geht's hinunter ins nächste Ried, das wider Erwarten auch gemäht ist. Die Streue liegt noch in Mahden, und unten ist sie zu grossen Haufen zusammengetragen. Werden sie absichtlich liegen gelassen? Faulendes Pflanzenmaterial bevorzugen die Ringelnattern für ihre Eiablage. Die Gärungswärme brütet dann die Eier aus. Wie viele Ringelnattern es in Meilen noch geben mag?

Nun trete ich aus dem Wald heraus. Hölzernes Geklapper lenkt meinen Blick in die Höhe. Senkrecht über mir, gar nicht hoch, fliegt ein Paar Raben, Kolke! Unverkennbar sind sie es, denn ihre Schwanzfedern formen einen Keil, nicht einen Fächer wie bei den gewöhnlichen Krähen.

Weiter schweifen die Augen über Wiesen, Obstgärten, vereinzelte Häuser und Ställe ins weite Land mit seinem See und den dunstigen Schneebergen dahinter. Dort unten, von der Landschaft verdeckt, weiss ich intensive Geborgenheit in menschlicher Gemeinschaft. Hier oben, erschaut, erlauscht und erlebt, das Eingebundensein in die Gemeinschaft mit allem Lebendigen. Dazu gehören. Eine Heimat haben. Hier und dort.